

So haben wir uns das nicht vorgestellt.

Was macht Familie?

Philosophische und psychoanalytische Versuche
zu Fallstricken von Familienbildern und Familienrealitäten
Peter A. Schmid, Philosoph, Zürich
Lisa Schmuckli, Psychoanalytikerin, Luzern

Fr 4.9.26 20 Uhr

Hotel Waldstätterhof Luzern

Jenseits der Familie

Ein Zyklus von September 2026 bis Juni 2027
jenseitsderfamilie.ch

SCHMUCKLI Als Analysandinnen haben wir uns mit der eigenen Herkunftsfamilie gezwungenermassen auseinandersetzen müssen, und als Psychoanalytikerinnen beschäftigen wir uns in unseren Praxen mit den Patientinnen ständig mit «Familie». Kurz: Wir bewegen uns stets innerhalb von Familiengeschichten.

Es war folgendes Erlebnis, das mich angestiftet hat, über ein mögliches «Jenseits» der Familie nachzudenken: Meine deutlich jüngere Freundin besuchte mich über Pfingsten mit ihren beiden noch kleinen Kindern. Wir kamen am Hofladen eines Bauernhofs vorbei, sie wollte noch Milch kaufen, sich umsehen. Ihre damals knapp 3jährige Tochter folgte ihr. Plötzlich kamen beide heraus, meine Freundin stellte wütend die Tochter vor den Laden, diese weinte, krächte, sank zu Boden, weinte unerbittlich und untröstlich weiter. Ich stand einige Meter daneben und schaute zu. Ihr Vater versuchte sie zu trösten, ihr ältere Bruder riskierte es, sie abzulenken. Sonntagsspaziergänger kamen vorbei und kommentierten in meine Richtung: «Die Grossmutter ist aber bewundernswert gelassen.» – Spontan wurde also eine Drei-Generationen-Familie konstruiert und ich als Beobachterin integriert. Automatisch wird die Szene als eine familiäre entziffert.

Kann man eine solche Szene nur als «Familie» erkennen?

In diesem Zyklus «Jenseits der Familie» wollen wir nicht nur die Familie oder Verwandtschaft erkunden, sondernd auch ein mögliches «Jenseits» von alltäglichen, sogenannt normalen Vorstellungen ergründen.

Wir machen einen Anfang mit der Frage: Was macht Familie?

SCHMID Als philosophischer Ausgangspunkt einige Beobachtungen zu Familie: Lisa hat mich zu diesem Gespräch eingeladen und hat dabei ausgeführt, dass ich ein Familienmensch sei. Nun, ich wusste von Anfang an nicht genau, was ich darunter zu verstehen habe. Selbstverständlich habe ich meine engere Familie (Tochter und Ehefrau) gerne und auch meine Mutter war mir sehr nahe. Aber sobald ich den Blick auf meine Geschwister erweitere, wird mir unklar, was hier für ein Verhältnis besteht. Zwar habe ich eine lange Beziehung zu meinem Bruder und meiner Schwester, doch ist diese Beziehung alles andere als einfach und selbstverständlich. Es ist eine affektive Bindung, aber meine Beziehungen sind in der Zwischenzeit zu einigen wenigen Freunden stärker als zu meinen Geschwistern und sonstigen Blutverwandten.

Die Einladung hat mich darauf gestossen, dass ich den Begriff der Familie aufgrund meines Lebens und Alltagsverständnis als recht klar erachte. Doch sobald ich mich philosophisch mit diesem Begriff auseinandersetzte, wurde er mir zunehmend unklar. So fand ich etwa in einem Text zur Familienethik den für mich schon fast anstössigen Satz «Jeder Mensch hat eine Familie»¹. Diese Aussage möchte ich entschieden bezweifeln bzw. mir ist unklar, was das ist, was ich hier haben soll. Klar ist, dass ein Mensch mich neun Monate lang in sich getragen hat und mich dann geboren hat. Nur schon ein Blick auf die Debatte um die Leihmutterchaft macht hier aber zweifelhaft, ob diese Art des Geborenwerdens und der Beziehung zu einer Mutter so einfach ist. Mir ist zwar klar, dass jeder Mensch in seinen ersten Lebensjahren auf schützende Beziehungen angewiesen ist, warum sollte das aber Familie sein? Bzw. welche Qualität haben diese Beziehungen? Haben sie etwas mit Geburtlichkeit, mit Blut, mit Rechtsbeziehungen zu tun? Ich möchte mit Verweis auf konstruktive Konzepte deutlich machen, dass Familie letztlich ein Konstrukt ist, das gewisse Funktionen erfüllt. Wichtig ist mir dabei,

dass das auch anders gedacht werden könnte und die biologische Abstammung kein Kriterium für eine Vorstellung von Familie sein kann, die man habe. Vielmehr muss in einem modernen Kontext wohl formuliert werden, dass Familie gemacht wird oder neudeutsch: Doing family.

Der Begriff Familie ist auch nicht so klar, wenn man einen eher weiteren Begriff anwendet, der etwa in Konzepten wie Google-Family oder La Familia in der Pate. Klar wird hier aber, dass mit dem Familienbegriff gewisse Normen verbunden werden. Wer zur Familia gehört, teilt gewisse Werte und Normen; wichtiger aber, er muss diese Werte teilen, den sonst wird es schwierig für ihn.

1. Familie als gesellschaftliches Konstrukt

Vor kurzem war ich Mädchen für alles in einer Enkelwoche, einem Kinderlager, das für die Enkel – untereinander also Cousins und Cousinen – organisiert worden ist. Die 9jährige Cousine fragte ihren 31jährigen Stief-Onkel nach seiner eigenen Familie. Der (zu) junge Onkel erzählte von seinem älteren Halbbruder, der seinerseits noch eine Halbschwester habe. Die 9jährige konnte sich diese Verhältnisse offenbar nicht vorstellen. Sie fragte mehrfach nach den Eltern und danach, wo seine Geschwister denn leben würden. Die 9jährige ist das dritte Kind einer sechsköpfigen Familie mit Mutter, Vater und den drei Geschwistern.

Mir schien, dass sich die 9jährige noch nicht vorstellen kann, dass eine Familie nicht zwingend aus zwei Elternteilen (in ihrem Fall: Vater und Mutter) und selbstverständlich anmutenden Geschwistern bestehen muss. Mir fiel auch auf, dass sie genau eine solche Familie innerlich, in der Phantasie unbewusst bereits konstruiert hat. Ihre Vorstellung ist für sie normal, es wirkt als Norm, während jene Lebensrealität des Stief-Onkels die Abweichung darstellen muss. Unbewusst sind bereits bei der 9jährigen familiäre Vorstellungen abgelagert.

Die Familie erweist sich unmittelbar als Ort, wo unbewusst über Atmosphäre, Sprache und Diskussionen, über Entscheidungen und Unterlassungen und über Handlungen nicht nur eine Vorstellung von «Familie» vermittelt wird, sondern – allgemeiner – Denkweisen, Anschauungen und Ideologien weitervermittelt und von den Kindern übernommen und eingeübt werden.

Die 9jährige hatte in besagter Enkelwoche oft Heimweh. In ihrem Schmerz suchte sie erst den ältesten Bruder auf, der nicht immer in der Laune war, sie zu trösten, sondern der oft von ihr genervt war. Nur manchmal ging sie zum Grossvater. In ihrer Verzweiflung rief sie nach ihrer Mutter, äussert eindringlich den Wunsch, nach Hause gehen zu wollen.

In der Fremde bzw. in einer unvertrauten Umgebung können Kinder Heimweh nach den Eltern, der familiären Geborgenheit entwickeln. – «Familie» erweist sich existenziell als Ort der Geborgenheit. Nur die Mutter bzw. der Vater bzw. ein Elternteil kann trösten; nur die Eltern bieten Sicherheit; nur zusammen mit möglichen Geschwistern entsteht die vertraute, ständig vorhandene und daher nicht in Frage gestellte Atmosphäre von Geborgenheit/Sicherheit. Heimweh verweist auf den akuten Verlust dieses Grundgefühls, auf sein Fehlen – und auf den unbedingten Wunsch, diesen Mangel zu überwinden. Die unter Tränen hervorge-stossene Aussage der 9jährigen: ich will heim – heisst dann ganz vieles: Ich brauche Mama oder Papa oder einen Elternteil, ich fühle mich verloren, ich will eine

vertraute Umgebung, ich will weg aus dieser Fremdheit hier, ich brauche meine eigene überschaubare berechenbare Welt, meinen normalen Tag und Ruhe...

Erlebte (oder fehlende) Geborgenheit

«Familie» wird als Ort der Geborgenheit eher konstruiert denn erlebt. Kinder erleben ihre eigene Familie ja vor allem als fraglos (vor)gegeben, als selbstverständlich. Gefühle, die sie an diesem Ort erleben, entdecken oder mit denen sie konfrontiert werden, verdichten sich zu etwas, das sie dann als «Geborgenheit» oder «Harmonie» oder «Zugehörigkeit» benennen lernen. Dass die Entwicklung der eigenen Gefühle unmittelbar auch von unbewussten Konflikten zwischen den Eltern, von verdrängten und unerkannten Widersprüchen zwischen Eltern und deren Kindern mitgeformt werden, gehört zwingend in diese fraglose Selbstverständlichkeit hinein.²

Später, als Erwachsener, kann eine Sehnsucht nach diesem verlorenen Ursprung der Geborgenheit auftauchen und gefangen nehmen. Die erwachsene Person hat ihre Herkunftsfamilie wohl mehrfach bestaunt, verworfen, sich ihrer erinnert, kritisiert, kurz: bearbeitet und entstellt – und somit auch die Vorstellung von Geborgenheit verändert und überschrieben. Die Sehnsucht nach der erinnerten Geborgenheit der Familie «stellt nicht einen Ursprungsort wieder her, sondern bezeichnet einen neuen Ort, wenngleich dieser mit der Fiktion belegt ist, Ursprungsort zu sein.»³

Zum Phantasma der familiären Geborgenheit gehört gleichzeitig die Vorstellung, als Kind bei der Geburt vertauscht worden zu sein. Wie sonst könnten Kinder ihre Fremdheitsgefühle innerhalb der Familie ausdrücken? Die Vorstellung, vertauscht worden zu sein, eröffnet einerseits den Spielraum, sich eine andere Familie zu konstruieren, nämlich nach eigenen Vorstellungen. Andererseits erlaubt diese Phantasie, das, was unverständlich und befremdend ist, das, was Aggressionen generiert, zu benennen, aufzuheben und zu versorgen. So kann Geborgenheit und Fremdheit – dialektisch – präsent sein.

Was aber, wenn die Realität schärfer ist als die Vorstellung? Wenn der Vater konkret dem kleinen Jungen am Mittagstisch zuschreit: «hau ab»? Es lässt sich vermuten, dass dieser kleine Junge keinen psychischen Spielraum bzw. keine Phantasie einer Flucht hat entwickeln können, zu gross die Angst, konkret weggeschickt zu werden. Die Angst, unfreiwillig verlassen zu werden, ohne zu wissen, was denn der Grund der Ablehnung sein könnte. Die Angst, nicht als Sohn anerkannt, sondern gerade aberkannt zu werden – diese konkrete Erfahrung der Nicht-Zugehörigkeit prägt den nun erwachsenen Mann noch heute.

«Wann immer versucht wird, etwas über die Grundbedürfnisse von Säuglingen und Kleinkindern auszusagen, hören wir die Worte: «Was Kinder brauchen, ist Sicherheit», schreibt der Psychoanalytiker Donald Winnicott. Und er fährt fort: «Kinder finden in der Sicherheit eine Art Herausforderung, die sie reizt zu beweisen, dass sie ausbrechen können. (...) Kinder haben ständig den Drang, herauszufinden, ob sie sich noch auf ihre Eltern verlassen können; dieses Ausprobieren kann so lange weitergehen, bis die Kinder selbst bereit sind, für ihre

2 Vgl. Buchholz, Michael. B. (1995): Die unbewusste Familie. Lehrbuch der psychoanalytischen Familientherapie, München, S.190ff.

3 Schneider, Peter (1994): Insight such as this... – Die Traumdeutung lesen. Eine Einführung in das Denken der Psychoanalyse, in: Freud-Deutung. Traum – Narzissmus – Objekt – Religion, Tübingen, S.15–113, hier S.68.

eigenen Kinder zuverlässige Bedingungen zu schaffen.»⁴ Winnicott verweist auf die Notwendigkeit eines Spielraums zwischen Geborgenheit, Sicherheit auf der einen, Experimentierfreude auf der anderen Seite.

Eingeübte Zugehörigkeit

«Familie» ist jener Ort oder jene Lebensrealität, in der Heranwachsende nicht nur soziales Zusammenleben, Freud und Leid, Lust und Aggressionen kennenlernen und einüben, sondern auch Zugehörigkeit (oder deren Mangel) erfahren und einüben.

In einer der ersten Stunden erzählte mir eine heute knapp 40jährige Patientin, dass sie als jüngstes von drei Kindern ihren beiden Geschwistern im Spiel immer nachrennen musste und meist Angst gehabt hätte, nicht schnell genug zu sein und abgehängt zu werden. Oft sei sie gestürzt, hätte die älteren beiden aus den Augen verloren, hätte befürchtet, vergessen zu werden und liegen zu bleiben. Ihre verzweifelte Anstrengung des Sprints und ihre Angst waren gegenwärtig spürbar. In einer nachfolgenden Stunde erzählte sie, dass sie oft und gerne in der Werkstatt des Vaters sass. Es sei nichts geredet worden. Sie hätte ihm einfach zugeschaut, wie er die Melkmaschinen geflickt hätte. Wie er seine Werkzeuge, die Schrauben, die Ersatzteile in einer klaren Ordnung sichtbar aufgereiht hätte. Sie hätte sich wohl gefühlt. Und zeitnah erzählte sie mir nun, dass sie auf ihrem Schulweg Muttern, Schrauben, Plättchen, Ösen aufgelesen und gesammelt hätte. Sie hätte ihre Hosentaschen gefüllt, an der Mutter vorbei geschmuggelt und unter ihrem Bett versteckt; nachts hätte sie manchmal ihre Schätze angeschaut, angefasst und in eine Ordnung gebracht. Sie hätte damals schon ein Auge entwickelt für solche verloren gegangenen Gegenstände und hätte diese zu sich nach Hause genommen. Später hätte die Mutter ihre Schätze entdeckt und interveniert und sie gezwungen, die Gegenstände wegzubringen.

Die Patientin sammelte verlorene oder weggeworfene Gegenstände – und machte diese zu *objets trouvés*. Sie sah und fand diese Gegenstände und bot ihnen eine Zugehörigkeit. – Ihre Zuneigung zu den aufgefundenen Objekten, die andere als wertlos erachtet weggeworfen oder schlicht verloren hatten, ihre Freude am Sammeln und Aufbewahren, ihr eigenständiger Akt, diesen Gegenständen einen eigenen Wert zu geben: all dies ist ein kreativer Akt, ein existenzielles Spiel. Die Patientin erfand eine Möglichkeit, ihre eigene Angst, verloren zu gehen, zu visualisieren, zu symbolisieren und so auch (teilweise) zu verarbeiten; sie erfand eine eigene Weise, den Vater und dessen Ordnung der Werkstatt nachzuahmen und ihre eigenen Schätze zu «gaumen»; und sie erfand sich als ein Mädchen, die Kraft besitzt, den *objets trouvés* Wert zu verleihen.

Dieses Spiel⁵ ist in meinen Augen exemplarisch: Sie schuf sich – in Anlehnung an ihre Erlebnisse in der Werkstatt des Vaters – eine eigene Welt, wo sie für die verlorenen Objekte Zugehörigkeit sicherte. Die *objets trouvés* gehörten ihr, gehörten zu ihr, aber sie gehörte auch zu diesen wiedergefundenen Objekten. Sie erschuf sich einen sicheren Ort, eine selbst gewählte Zugehörigkeit. Im Spiel erschuf sie sich – und damit verliess sie auf spezifische Weise für einen Moment ihre Familie.

Jede Familie trägt ein verlorenes, wiedergefundenes und nur zu oft auch ein verschwiegenes *objet trouvé* mit sich. Nennen wir es ein Familiengeheimnis oder

4 Winnicott, Donald W. (2017): Familie und individuelle Entwicklung, Giessen (Original: 1965), S.48/51.

5 Vgl. Winnicott, Donald W. (1995): Vom Spiel zur Kreativität, Stuttgart, vor allem S.65ff.

eben auch das familieneigene Narrativ. Es braucht jedoch die Verwandtschaft oder mindestens drei Generationen, bis ein Familiengeheimnis auftaucht und/oder ein Narrativ besprechbar wird. Es wird etwas nacherzählt oder auch abge-sprochen, und zwar als gäbe es eine Vorlage, nämlich ein Bilderbuch ohne Bilder.⁶ Siri Hustved schreibt dazu: «Ich erinnere mich nicht daran, woher ich das weiss, doch Geheimnisse wanderten in der Familie weiter – emotionsgeladene Geheimnisse. Ich hatte das Gefühl, dass sie wie Steine in Geheimtaschen im Mantel eines grossen Mannes waren, und diesen Mantel zu tragen, bedeutete von Scham niedergedrückt zu sein. Bildeten die Erwachsenen sich ein, wir Kinder spürten das nicht? Ist es möglich, dass ich es stärker spürte als meine Schwestern und Cousinsen und Cousins? Ich habe das Bild von einer Stimmgabel schon anderswo verwendet, aber so erinnere ich mich an mein kindliches Selbst – als ein Resonanzboden, nicht für Töne, sondern für Gefühle in den verschiedenen Räumen, in denen ich mit Erwachsenen und ihren wirren Regungen von Liebe und Hass zusammen war, die sich mit meinem eigenen und dem sehnlichen Wunsch vermischten, von ihrer bedrückenden Gesamtheit frei zu sein. Doch dieser Wunsch war für mich ebenso unaussprechbar, wie für meinen Vater.»⁷

Bevor ich nun etwas über die Konstruktion von Familie ausführe, hier noch drei Hinweise auf aktuelle politische Diskussionen, in denen der Familienbegriff sich immer wieder in seiner durchaus konservativen Dimension zeigt.

1. Die Individualbesteuerung: Hier wurde und wird in der Diskussion immer wieder sehr deutlich, dass der Familienbegriff eher wertkonservativer Parteien einer individualistischen Position entgegensteht. Das macht es wohl auch erklärbar, dass die Mitte nicht auf ihre Initiative «Ja zu fairen Bundessteuern auch für Ehepaare» verzichten kann, denn es geht ihr am Schluss um die Familie bzw. um den Kern der Familie: die Ehe.⁸
2. In der Debatte um die Sexualaufklärung in der Schweiz stehen sich seit Jahren menschenrechtlich, individuelle und selbstbestimmungsorientierte Konzepte der Sexualität und Sexualaufklärung⁹ Konzepten entgegen, die auf Familie und Privatheit fokussieren und vielfach einen christlichen Bezug einnehmen.¹⁰ Die Familie wird hier gegen ein autonomes Verständnis von Menschsein und Sexualität stark gemacht.
3. Schliesslich zeigt sich die Diskussion um Familie sehr deutlich auch in der Diskussion um die Leihmutterschaft. In einem Interview vom 24. Juli 2026 führt Birgit Kelle aus: «Die natürlichste Umgebung eines Kindes sind die Mutter und der Vater, der das Kind gezeugt hat».¹¹ In Hinblick auf eine Familie mit zwei Männern und drei Kindern – die Familie des Gesprächsteilnehmers Ralf Höcker – führt sie aus, dass das in dieser Familie nicht gegeben sei. Deutlich sagt sie dazu: «Es ist ein Mischmasch» und versteigt sich gegen Ende des Interviews zur Aussage, dass das Grundproblem sei, dass die Mutter fehle und dass das ein menschliches Drama sei. Hier zeigt sich eine ideologische Position, die mit Natürlichkeit und Wohlergehen des Kindes argumentiert – alles im Kontext von Familie und natürlicher Ordnung.

6 Vgl. Breuer, Josef/Freud, Sigmund (1895): Studien über Hysterie. Mit einem Vorwort von Stavros Mentzos, Frankfurt 1991, S. 49 (aus der Krankheitsgeschichte der Anna O.)

7 Hustved, Siri (2023): Mütter, Väter und Täter. Hamburg, S. 21–22.

8 Für die ehe- und familienorientierten Argumente vgl. <https://ja-zu-fairness.ch/>

9 Vgl. für die Diskussion in der Schweiz etwa: <https://www.sexuelle-gesundheit.ch/>

10 Vgl. dazu: <https://www.schutzinitiative.ch/>

11 Birgit Kelle im Interview: «Man schafft Leben, geliebtes Leben» – «Für mich ist das Menschenhandel». NZZ, 24. Juli 2026, S. 30–31

Und schliesslich noch zwei eher merkwürdige und bedenkliche Beobachtungen. Einerseits wurde im Juli 2026 in den Medien berichtet, dass in Russland die erste Heirat von zwei Robotern erfolgt sei. Bezeichnenderweise am russischen Feiertag der Familie, der Liebe und der Treue. In Japan kommt es neuerdings zu Verlobungen und Verheiratung von Menschen mit Puppen. Was das für die Begriffe der Familie und Ehe bedeutet, vermag ich noch nicht zu sagen, aber zumindest verweist es in überraschender Weise auf den konstruktiven Aspekt von Familie und Ehe.

Die Familie, so möchte ich argumentieren, ist keine anthropologische Konstante, sondern eine historisch und gesellschaftlich hervorgebrachte Institution. Was jeweils als «Familie» gilt, verändert sich mit den ökonomischen, politischen und kulturellen Bedingungen einer Gesellschaft. Die heute verbreitete Vorstellung der bürgerlichen Kernfamilie – bestehend aus zwei Elternteilen und ihren Kindern – stellt deshalb keine natürliche Organisationsform des Zusammenlebens dar, sondern ist das Ergebnis historischer Entwicklungen seit dem Übergang zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Das lässt sich auch im Rahmen der Philosophie deutlich zeigen, etwa in der Rechtsphilosophie von Immanuel Kant, der die Ehe moralisch bevorzugt und als Voraussetzung des wechselseitigen Gebrauchs der Geschlechtsteile thematisiert. In der Ehe entsteht für ihn die Einheit des Willens und intime Privatheit.¹²

Die bürgerliche Familie entsteht in dieser Zeit im Zuge der Herausbildung der modernen bürgerlichen Gesellschaft und markiert zugleich eine deutliche Abgrenzung gegenüber dem antiken *Oikos*. Während der *Oikos* Haushalt, Wirtschaftsbetrieb, Verwandtschaft und politische Herrschaft in einer Einheit verband, trennt die bürgerliche Gesellschaft Wirtschaft, Staat und Familie institutionell voneinander. Die Familie wird nun primär zum Ort der Privatheit, der Erziehung und der emotionalen Reproduktion, während Produktion und Erwerbsarbeit in den Markt ausgelagert werden.

Diese Trennung bedeutet jedoch keineswegs eine Unabhängigkeit der Familie vom Kapitalismus. Vielmehr wird die bürgerliche Familie zu einer zentralen Voraussetzung kapitalistischer Vergesellschaftung. Friedrich Engels beschreibt 1884 die monogame Familie als jene Form, welche Eigentumsverhältnisse, Erbfolge und die Reproduktion der Arbeitskraft sichert.¹³ Neuere feministische Ansätze ergänzen diese Analyse dahingehend, dass unbezahlte Sorge- und Reproduktionsarbeit innerhalb der Familie eine grundlegende Voraussetzung kapitalistischer Produktion darstellt.¹⁴

Max Horkheimer beschreibt 1947/49 die bürgerliche Familie als eine widersprüchliche Institution. Einerseits vermittelt sie Individualität und persönliche Bindungen, andererseits produziert sie jene Formen von Autorität und Disziplin, die das Funktionieren kapitalistischer Gesellschaften ermöglichen. Die Familie muss den Widerspruch zwischen der bürgerlichen Idee autonomer Individuen und ihrer gleichzeitigen Einbindung in gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse dauerhaft bearbeiten. Horkheimer dazu sehr deutlich: «Die Familie... ist zum Übungsplatz für Autorität»¹⁵ geworden. Wobei mit Autorität hier nicht der Vater gemeint ist, sondern die Autorität, die der Staat braucht. Die moderne Familie

12 Für das Folgende vgl. Artikel «Familie, Ehe» (1972). In: J. Ritter, K. Gründer & G. Gabriel (Hrsg.). Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 2, Spalte 895–904, Schwabe Verlag.

13 Vgl. Engels, Friedrich (1884): Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. In: Karl Marx & Friedrich Engels. Ausgewählte Schriften in zwei Bänden, Band 2. Dietz 1968, S. 155–301.

14 Vgl. dazu etwa Fraser, Nancy (2016). Contradictions of Capital and Care. New Left Review, S. 99–117.

15 Horkheimer, Max (1987). Autorität und Familie in der Gegenwart (1947/1949). In: Gesammelte Schriften, Band 5: «Dialektik der Aufklärung» und Schriften 1940–1950, S. 377–395, hier S. 384.

bringt für Horkheimer «die geeigneten Objekte totalitärer Integration»¹⁶ hervor. Dieser Gedanke, der Familie als konservative Brutstätte autoritätsgläubiger Bürger:innen findet sich auch in der grossen Studie zum autoritären Charakter, die Horkheimer, Adorno und andere in den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts verfasst haben.

Familie als Machtordnung

Vor diesem Hintergrund erscheint Familie weniger als Instrument der Kontrolle biologischer Generativität als vielmehr als Bestandteil gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsordnungen. Mit Foucault lässt sich sagen, dass moderne Gesellschaften weniger durch unmittelbare Repression als durch vielfältige Dispositive der Gouvernementalität funktionieren, in denen die Familie eine zentrale Vermittlungsinstanz bildet. Familie organisiert Sozialisation, Verantwortungszuschreibungen und die alltägliche Reproduktion gesellschaftlicher Ordnung und leistet dabei einen Beitrag zur Sicherung von Ordnung.¹⁷ Wenn wir heute alarmierte Stimmen zum Zerfall der Familie und zu Eingriffen des Sozialstaates in Familien analysieren, dann schwingt dieser Macht- und Kontrollaspekt, zumeist nicht offen thematisiert, mit.

Die moderne Familie ist untrennbar mit der Unterscheidung zwischen öffentlicher und privater Sphäre verbunden. Seit dem 18. Jahrhundert wird die Familie als privater Raum von Liebe, Intimität und Emotionalität konstruiert, während Staat, Politik und Wirtschaft der öffentlichen Sphäre zugeordnet werden. Aus feministischer Perspektive kann gesagt werden, dass diese Trennung selbst politisch ist. Die vermeintlich private Familie verdeckt zentrale Herrschaftsverhältnisse – insbesondere Geschlechterverhältnisse – und entzieht diese dadurch der politischen Kritik.

Entkernung und gleichzeitige Mythologisierung der Familie

Mit dem Ausbau moderner Wohlfahrtsstaaten verlieren Familien zahlreiche traditionelle Funktionen. Aufgaben wie Bildung, Altersvorsorge, Gesundheitsversorgung oder soziale Absicherung werden zunehmend durch staatliche Institutionen übernommen. Angelika Krebs beschreibt diesen Prozess als funktionale Entlastung beziehungsweise Entkernung der Familie. Familie verliert damit ihre frühere gesellschaftliche Unverzichtbarkeit und wird stärker zu einer Gemeinschaft persönlicher Beziehungen und emotionaler Bindungen.

Paradoxerweise führt gerade dieser Bedeutungsverlust zu einer symbolischen Aufwertung der Familie.¹⁸ Je weniger sie funktional notwendig wird, desto stärker erscheint sie als vermeintlich natürlicher, authentischer oder gar unersetzlicher Ort menschlicher Geborgenheit. Familie wird dadurch hypostasiert, das heisst als überhistorische und naturgegebene Institution behandelt, obwohl sie tatsächlich historisch wandelbar ist. Diese Mythologisierung lässt sich als Reaktion auf die zunehmende Individualisierung moderner Gesellschaften verstehen. Gerade weil andere gesellschaftliche Institutionen viele ihrer Funktionen übernommen haben, wird Familie kulturell zum Ort von Identität, Authentizität und emotionaler Sicherheit überhöht. Diese Überhöhung macht auch vor Professionellen der Sozialen Arbeit, die sich in unterstützender Weise mit Familien bzw. defizitären

16 ebd.

17 Vgl. Foucault, Michel (1977): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Suhrkamp. Zum Begriff des Dispositivs der Sexualität vgl. insbesondere S. 97ff.

18 Vgl. dazu Krebs, Angelika (2002). Arbeit und Liebe. Die philosophischen Grundlagen sozialer Gerechtigkeit. Suhrkamp. Zur Familie vgl. insbesondere den vierten Teil, S. 239 ff.

Aspekten von Familie beschäftigen, nicht halt. So bin ich als Dozent an der HSLU immer wieder erstaunt und teilweise auch erschüttert, mit welcher Selbstverständlichkeit von Studierenden der Familie Wert zugeschrieben wird und wie stark Familie gegen professionelle Arbeit geschützt wird.

Diese Überhöhung der Familie, die nicht eindeutig konservativer Kräfte zuzuordnen ist, sondern breite Gesellschaftsschichten betrifft, ist als normativer Kampf um Privatheit, Macht und Familie zu verstehen. Vielfach wird dabei, wie im Interview, das ich bereits erwähnt habe, mit Natürlichkeit argumentiert.

Diese Natürlichkeit hat es in sich. Wie Helmut Schelsky schon 1955 gezeigt hat, verweisen gesellschaftliche Vorstellungen des «Natürlichen» keineswegs unmittelbar aus biologischen Gegebenheiten. Vielmehr werden bestimmte Lebensformen – etwa die heterosexuelle Ehe oder die Kernfamilie – kulturell privilegiert und als selbstverständlich oder naturgemäss dargestellt. Gerade diese Selbstverständlichkeit ist Ausdruck erfolgreicher sozialer Normierung. Was als «natürlich» erscheint, ist daher immer auch Ergebnis erfolgreicher historischer und gesellschaftlicher Definitionsprozesse oder eben Konstruktionen.¹⁹

Es stellt sich nun die Frage, warum dieser normative Kampf um Familie an verschiedenen Fronten unter unterschiedlichen Ansprüchen geführt wird. Wozu braucht es Familie?

2. Wozu Familie?

Lukas Bärfuss meint zur Familie pointiert: «So etwas wie eine Familie gibt es in Wirklichkeit nicht. Und wer sie zu konstruieren versucht, verfolgt damit ein Interesse».²⁰

Ein offensichtliches Interesse zeigt sich in den bisherigen Ausführungen schon deutlich. Die bürgerliche Ordnung und die kapitalistische Wirtschaft brauchen die Familie, da hier die Ordnung reproduziert wird. Es geht letztlich um die Organisation der wirtschaftlichen Grundlage im Staat. Bereits Marx und Engels kritisieren in *Die heilige Familie* die idealistische Tendenz, gesellschaftliche Verhältnisse zu verdinglichen und als natürliche Gegebenheiten erscheinen zu lassen.²¹ Sie verweisen darauf, dass die Entstehung der bürgerlichen Familie aus den Eigentums- und Produktionsverhältnissen erklärt werden muss. In der Schrift zum *Ursprung der Familie* argumentiert Engels, dass die monogame Familie nicht aus Liebe entsteht, sondern aus Privateigentum, Erbrecht und der Sicherung der männlichen Abstammung. Das Ziel der Familie ist dabei die Reproduktion gesellschaftlicher Klassen.²²

Eine weniger politische, aber doch funktionalistische Sicht auf die Familie vertritt auch Bourdieu in seiner Kapitaltheorie.²³ Auch er beschreibt Familie als eine Konstruktion.

19 Schelsky, Helmut (1955). *Soziologie der Sexualität*, Rowohlt, S.50.

20 Zitiert nach: Wagner, Leonie C. (2016). Lukas Bärfuss und die Rabenmutter. Der Zorn des Schriftstellers zielt auf die soziale Kälte der Schweiz. In: NZZ, 15. Mai 2016, S.30.

21 Marx, Karl & Engels, Friedrich (1845). *Die heilige Familie*, In: Marx Engels Werke, Band 2. Dietz 1977, S.131–141.

22 Vgl. Engels, Friedrich (1884): *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats*. In: Karl Marx & Friedrich Engels. *Ausgewählte Schriften in zwei Bänden*, Band 2. Dietz 1968, S.155–301.

23 Für das Folgende vgl. Bourdieu, Pierre (1996): *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Suhrkamp.

Sie existiert nicht einfach von Natur aus, sondern wird durch gesellschaftliche Praktiken, Rituale und staatliche Anerkennung immer wieder hergestellt.

Dabei übernimmt sie mehrere Funktionen. Sie sichert

- Die Reproduktion sozialer Ungleichheit: Familien geben ökonomisches, kulturelles, soziales und symbolisches Kapital an die nächste Generation weiter. Dadurch werden Klassenverhältnisse stabilisiert.
- Den Habitus: In der Familie wird der Habitus – also dauerhafte Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata – vermittelt. Dadurch werden gesellschaftliche Normen und Positionen verinnerlicht.
- Die Symbolische Macht: Die Vorstellung der «normalen» oder «natürlichen» Familie ist Ausdruck symbolischer Macht. Sie legitimiert bestimmte Familienformen und schliesst andere aus.

Der Diskurs zum Begriff der Familie, wie wir ihn etwa bei der Individualbesteuerung oder bei den Fragen nach den richtigen oder natürlichen Familienstrukturen beobachten können, ist also ein Diskurs um symbolische Macht und damit um die Verhältnisse von Klassen und Geschlecht.

Mit Bezug auf Foucault kann zudem gesagt werden, dass die Familie auch eine Rolle bei der Vermittlung von Sexualität und damit bei der Etablierung der Sexualnormen und der Geschlechterordnung übernimmt. Dabei ist Sexualität eben auch eine konstruktive Kategorie. Auch Sexualität ist nicht einfach vorhanden und wird anschliessend reguliert; vielmehr erzeugen gesellschaftliche Machtverhältnisse jene Kategorien, Identitäten und Normalitätsvorstellungen, unter denen Sexualität überhaupt wahrgenommen und verstanden wird. Familie nimmt innerhalb dieses Dispositivs eine zentrale Stellung ein, weil sie als Ort der Erziehung, der Reproduktion und der Weitergabe gesellschaftlicher Normen fungiert. Das Sexualdispositiv dient somit weniger der Unterdrückung von Sexualität als ihrer gesellschaftlichen Produktion, Klassifikation und Normalisierung.

Der Bezug auf die Sexualität ist dabei zentral, denn hier liegt eine wichtige Funktion von Familie. Wenn im Interview, das ich schon erwähnt habe, von natürlicher Familie gesprochen wird, dann geht es eben um die Frage, was denn das Natürliche und damit auch das moralisch Richtige ist. Der Streit um Familie, um Natürlichkeit und natürlich Sexualität ist ein ideologischer Streit, um Deutungshoheit in Hinblick auf die Normen einer Gesellschaft.

Sexualnormen haben, wie Schelsky schon 1955 ausgeführt hat, durchaus konstruktiven Charakter. Sie dienen als gesellschaftliche Orientierungen, welche individuelles Verhalten ordnen und Erwartungen an Geschlechterrollen, Partnerschaft, Ehe und Elternschaft stabilisieren.

Sexualnormen erfüllen dabei eine doppelte Funktion. Einerseits ermöglichen sie Orientierung und soziale Integration, indem sie Erwartungen an legitime Beziehungen formulieren. Andererseits grenzen sie alternative Lebensformen aus und markieren Abweichungen von der gesellschaftlich anerkannten Ordnung. Die Unterscheidung zwischen «normaler» und «abweichender» Sexualität ist somit keine rein biologische, sondern eine soziale Konstruktion.²⁴ Das macht wohl auch erklärbar, dass die immer noch hitzige Debatte um die Sexualaufklärung in der Schweiz stark mit dem Begriff der Familie und der natürlichen Geschlechterordnung verbunden ist. Gegen Formen der Sexualität und der Beziehungsgestaltung, die nicht konservativen, bürgerlichen Vorstellungen entsprechen, wird die Familie als Hort, der richtigen Sexualerziehung stark gemacht.

Im Anschluss an Foucault lässt sich Schelskys Analyse dahingehend erweitern, dass Sexualnormen nicht lediglich bestehende biologische Unterschiede abbilden, sondern selbst Teil jener Macht- und Wissensordnungen sind, durch die Vorstellungen von Normalität überhaupt erst entstehen.

Die Diskussion um die Familie, um die richtige Familienpolitik um Leihmutterschaft, um rechtlich regulierte Formen der Beziehungen ist also eine zutiefst politische Angelegenheit. Dabei sind jene Stimmen, die die Abschaffung der Ehe und die Neukonzeption der Familie bzw. langandauernder solidarischer Beziehungen anstreben, durchaus in der Minderheit. Ich selbst habe als Kantonsrat 2005 angeregt, das heilige Sakrament der Ehe auf staatlicher Ebene abzuschaffen und musste merken, wie alleine ich blieb. Ich fand nur einen gleichgesinnten Kantonsrat. Mit Sabina Hohl, die an der Universität Bern forscht, denke ich, dass wir uns von einem idealisierten, stabilen und privaten Familienbild verabschieden sollten. Wir sollten uns Gedanken darüber machen, wie der Kern sozialen Zusammenlebens über Generationengrenzen hinweg neu gedacht werden könnte, und zwar Jenseits von dem, was heute noch Familie genannt wird.

Ich will meine Ausführungen wieder mit einer Beobachtung aus der Enkelwoche beginnen. Der jüngste, nämlich der 2jährige der Enkel, fragte abends seine Mama, wann er endlich ein Mädchen werden könne.

Damit sind wir mitten in einer der psychoanalytischen Antworten auf die Frage: Wozu «Familie»?

Pointiert: Die «Familie» hat drei grundlegende Funktionen, die auf die psychische und individuelle Entwicklung einwirken, nämlich: die Disziplinierung von Sexualität und Begehren, Einführung in Geschlecht und Einübung des Realitätsprinzips.

Disziplinierung von Sexualität und Begehren

Die zentrale Funktion von «Familie» besteht in der Disziplinierung von Sexualität und Begehren.

Dazu folgende Ausführungen: Wahrscheinlich kennt jede Mutter, die ihr Kind gestillt hat, dass das Baby während des Stillens nicht nur Nahrung zu sich nimmt, sondern eine eigene Lust am Saugen entwickelt. Das Baby folgt also nicht nur einer Notwendigkeit (nämlich Nahrungsaufnahme, um zu überleben), sondern auch dem Lustprinzip. Freud nannte diese unbewusste Lust am Saugen «Wonnesaugen»²⁵, das von der Brust der Mutter bald übergeht in ein Saugen und Lutschen des eigenen Daumens oder des eigenen Zehs (was von der Mutter unabhängiger macht), und er sah diese Entdeckung der Lust als Entwicklungsschritt hin zur Masturbation und zur Ausbildung einer eigenen subjektiven Sexualität. Nun steht dieser kindlichen Lust immer wieder auch etwas entgegen: die Mutterbrust ist abwesend, die Lust ist zu diffus und daher die Befriedigung unklar oder ungenügend.

Freud, Sigmund (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, in: Studienausgabe, Frankfurt 1972ff, Band V: Sexualleben, S.37–147, hier S.87. – Freud schreibt: «Aus später zu ersiehenden Motiven wollen wir unter den infantilen Sexualäusserungen das *Ludeln* (Wonnesaugen) zum Muster nehmen (...). Das Ludeln oder Lutschen, das schon beim Säugling auftritt und bis in die Jahre der Reife fortgesetzt werden oder sich durchs ganze Leben erhalten kann, besteht in einer rhythmisch wiederholten saugenden Berührung mit dem Mund (den Lippen), wobei der Zweck der Nahrungsaufnahme ausgeschlossen ist. (...) Das Wonnesaugen ist mit voller Aufzehrung der Aufmerksamkeit verbunden, führt entweder zu Einschlafen oder selbst zu einer motorischen Reaktion in einer Art von Orgasmus.» (S.87, Hervorhebung i.O.)

Der Züricher Arzt und Psychoanalytiker Paul Parin führte in Anlehnung an die Arbeiten seines Freundes, dem Psychoanalytiker Fritz Morgenthaler, die Unterscheidung zwischen dem Sexuellen und der Sexualität ein.²⁶ Das Sexuelle ist das Primäre, das Triebhafte, das noch Ungeformte und noch nicht Ausdifferenzierte; es entspricht dem *Es*. Das Sexuelle zeigt sich beispielsweise in der kindlichen polymorph-perversen Lust, in der ungezähmten Neugier der Erwachsenen, in der Leidenschaft und in einer Entdeckungslust ebenso wie in der Gier. Sexualität hingegen ist geformt, auch genormt nach Vorgaben gesellschaftlicher Vorstellungen und Toleranz. Sexualität ist sekundär, also nachfolgend. Sexualität ist das Sexuelle, jedoch kulturell eingefangen und in einer gesellschaftlichen Formung. Das Sexuelle ist unbewusst, ohne Ziel und ohne angestrebtes Objekt, es ist noch nicht Wunsch. Das Sexuelle ist also Energie, Kraft, Lebensquelle. Sexualität ist normierte und disziplinierte Lust, ist Anpassung an die Gesellschaft und somit auch eine Kulturleistung. (Natürlich kann diese Formung des Sexuellen hin zur Sexualität auch misslingen in dem Sinne, als dass die Umformung nicht im Normbereich endet; es entstehen Persionen, Abweichungen von der Norm einer gesellschaftlich anerkannten und tolerierten Sexualität.)

Das Sexuelle nun ist die grosse, unbewältigte Irritation in jeder Familie. In der Familie müssen die überschwängliche, überbordende Lust des Kleinkindes und die sich entwickelnde sexuelle Lust des Teenagers aufgefangen werden. Die Familie wird von der Gesellschaft in die Pflicht genommen: Sie muss das Sexuelle in die Sexualität überführen.²⁷ Sie muss die polymorph-perverse Lust des Kleinkindes und die sich anbahnende sexuelle Lust des Teenagers in eine konventionelle Sexualität und deren Sublimierungen (wie beispielsweise in Arbeitsfähigkeit) überführen und diese Anpassungsleistung gewährleisten. Die Funktion von «Familie» besteht also darin, Intimität zu regeln und Sexualität zu organisieren. «Dass die Regulierung der Intimität überhaupt in der Familie der Moderne eine solche zentrale Stellung einnimmt, verdankt sich zwei widersprüchlichen kulturellen Gestaltungsmotiven (...): dem Motiv der romantischen Liebe als zentrale Achse der familiären Binnenstruktur und dem Motiv des Individualismus (...). Beide Motive sind höchste konfliktträchtig: ihr Widerspruch nimmt historisch unterschiedliche Formen an.»²⁸

Einführung von Geschlecht

Eine zweite Funktion von «Familie» ist die Anerkennung von Geschlecht und in der Folge das Einhalten des Inzestverbots.

Die Frage des 2jährigen Enkels an seine Mutter: Wann werde ich ein Mädchen werden, impliziert, dass er bereits eine Ahnung von der Zweigeschlechtlichkeit hat oder aber erste Eindrücke einer (mehr oder weniger klassischen) Geschlechterordnung wahrgenommen hat. Er hat in dieser Enkelwoche seine Cousins und Cousinen (in der Mehrzahl) erfahren, daheim erwartete ihn eine jüngere Schwester. Was hat wohl der 2jährige wahrgenommen? Was beschäftigt ihn, was verrät seine Frage gerade nicht? Womit ist er wohl psychisch beschäftigt?

Ich gehe davon aus, dass er wahrgenommen hat, wer wie mit dem Vornamen benannt wird, wer was macht, wer wie agiert (lachen weinen spielen schweigen). Ich gehe auch davon aus, dass er noch nicht bewusst zwischen Mann und Frau unterscheidet (auch wenn seine Mutter gerade schwanger war und geboren

26 Vgl. Parin, Paul (1986): Die Verflüchtigung des Sexuellen, in: Parin, Paul & Goldy Parin-Matthèy: Subjekt im Widerspruch. Aufsätze 1978 – 1985, Frankfurt 1986, S. 81 – 89.

27 Vgl. Buchholz, Michael (1995): Die unbewusste Familie a.a.O., S. 197.

28 Ebd.

hat). Seine Eltern werden ihm vermitteln müssen, dass er nie unkompliziert ein Mädchen werden wird. Dass seine eben geborene Schwester auch nie unkompliziert ein Junge werden wird. Die Funktion von «Familie» besteht also auch darin, Geschlecht zu vermitteln. Diese Vermittlung beginnt mit der Geburt, geschieht weitgehend unbewusst und spitzt sich in Unterscheidungen zu. Diese Vermittlung wird geprägt werden von der Art, wie die beiden Elternteile (einerlei, ob hetero- oder homosexuelle Eltern die Familie gestalten) subjektiv Geschlecht verkörpern, erleben, erfüllen und erfühlen. «Die Frage nach dem Unterschied führt in die Irre, sie legt eine einfache kontrastive Kategorisierung nahe und unterschlägt die Komplexität der ganzen Angelegenheit», schreibt die Geschlechts-Forscherin Barbara Rendtorff, und sie fährt fort: «In Bezug auf den sexuellen Körper liesse sich eher kurz und bündig sagen: Die Frage «Wie viele Geschlechter gibt es» oder «Wie unterscheiden sie sich» ist falsch gestellt – es gibt nur «Geschlecht». Das ist allerdings nicht «ganz» zu haben, es ist immer durchkreuzt, beschränkt durch das, was wir *nicht* sind oder haben – das ist geradezu sein fundamentales Charakteristikum.»²⁹

Geschlecht erst ermöglicht Fortpflanzung, also Nachkommenschaft. Natürlich: Es ist *nicht* die einzige Funktion von Geschlecht, Kinder zu zeugen bzw. zu gebären. (Wir werden Ende November hören, wo «Familie» beginnt, ob erst Kinderwunsch, Schwangerschaft und Geburt «Familie» begründet.) Aber «Familie» hat gesellschaftlich den Auftrag, dafür zu sorgen, dass Sexualität nicht innerhalb der Familie ausgelebt wird, sondern dass das Inzestverbot eingehalten wird. Das Inzestverbot zwingt die Herkunftsfamilie, sich gegenüber Fremden zu öffnen. Die Tochter bringt ihre erste Liebe nach Hause: die Familie reagiert auf diese Person und somit auch auf die Wahl der Tochter. Stimmt die Wahl der Tochter mit den Vorstellungen der Eltern überein? Erfüllt die Person die Phantasien, die sich die Eltern zu einer Partnerin/einem Partner für ihre Tochter unbewusst/bewusst gemacht haben? Sind die Eltern einverstanden? Rebbelliert die Tochter? Es entsteht ein Riss in der vertrauten, gewöhnlichen «Familie».

Die Phantasien der Eltern bezüglich einem Liebespartner oder einer Liebespartnerin für die Kinder zerbrechen an der Realität der Personen, die dann am Familientisch sitzen oder ins Bett der Kinder schlüpfen. Wie können Kinder ihr eigenes Begehren entwickeln und ihre sexuelle Orientierung herausfinden oder erfinden? «Mich interessiert nicht, warum ich homosexuell bin, ob mein Begehren als genetisch vorgegeben oder sozial konditioniert gilt. Wofür soll das bedeutsam sein?», fragt sich die Philosophin und Autorin Carolin Emcke, und fährt fort: «Mich interessiert, wie das Begehren auftaucht, bei mir, aber auch bei anderen, wie ich dessen gewahr wurde, wie es sich entwickelte, eine Sprache fand, einen Ausdruck in mir und für mich, und wie sich in dieser Sprache ein immer grösseres Vokabular, immer komplexere Strukturen ausgebildet haben, ein Vokabular, in dem ich mich genauer, zarter, radikaler artikulieren kann.»³⁰

29 Rendtorff, Barbara (2020): Was «ist» das Weibliche – so es denn existiert? in: Psychoanalyse im Widerspruch: Weiblichkeit, Heft 64/Jahr 2000, Giessen, S. 49–67, S. 55. Vgl. auch: Baader/Breitenbach/Rendtorff (2021): Bildung, Erziehung und Wissen der Frauenbewegung. Eine Bilanz, Stuttgart, S. 216ff.

30 Emcke, Carolin (2012): Wie wir begehren. Frankfurt 2012, S. 96. Sie moniert auch die sog. Selbstverständlichkeit der Heterosexualität, die Heteronormativität. Sie fragt sich: «Warum fragt keiner Heterosexuelle, warum sie das andere Geschlecht begehren? Wie sie so sicher sein könnten, niemals homosexuell zu begehren?». Ebd. S. 143.

Einübung des Realitätsprinzips

Und schliesslich gibt es eine dritte Funktion von «Familie», nämlich das Einüben eines Realitätsprinzips.

Im Zusammenleben wird jedem Familienmitglied rasch klar, dass sich nicht jeder nach dem Lustprinzip ausleben kann. Wenn die Kinder spielen, zugleich die warme Mahlzeit auf dem Tisch steht und nach dem Mittagessen die Schule wieder startet, ist klar, dass das Spiel unterbrochen werden muss. Dem Lustprinzip steht das Realitätsprinzip entgegen und modifiziert, formt und grenzt das Ausleben der Lust ein.³¹

Die Erziehungsberechtigten/die Elternteile werden also die Lust der Kinder und jungen Erwachsenen nicht nur hinsichtlich Sexualität formen müssen, sondern auch hinsichtlich dessen, was als Realität entgegentritt. Im besten Fall werden mittels Erziehung Lust in Neugier und Lern-Lust transformiert und die Erfahrung einer Begrenzung und der damit einhergehende Frust in eine gewisse Frustrationstoleranz umgearbeitet. Das ist harte psychische und soziale Arbeit für alle Beteiligten.

Die drei erwähnten Funktionen von «Familie» lässt sich verkürzt und pointiert auch auf die komplexe Frage reduzieren: Wie lässt sich Lust und Arbeit organisieren?³²

3. Jenseits der Familie?

Das Jenseits der Familie hat der Marxismus radikal gedacht. Aus einer marxistischen Perspektive gilt es die Familie zu überwinden, da sie einerseits ein bürgerlich kapitalistisches Konstrukt ist und andererseits die Frauen unterdrückt. Schon Engels hat festgehalten, dass in der bürgerlichen Ehe und Familie dem Mann die Rolle des Bürgers zukommt und der Frau die Rolle des Proletariates, also die Rolle der Abhängigkeit und Unselbständigkeit.

Von hier aus ist es plausibel, dass sozialistische Theoretikerinnen wie Alexandra Kollontai (1872–1952) darauf hinarbeiten, dass die moderne Kleinfamilie als Produkt der kapitalistischen Produktionsweise und der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung abgeschafft werden kann.

Nach Kollontai beruht die bürgerliche Familie auf mehreren problematischen Strukturen, die überwunden werden müssen:³³

- der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Frau vom Mann,
- der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung,
- der Privatisierung von Hausarbeit und Kindererziehung,
- der Verbindung von Ehe, Eigentum und Versorgung.

31 Vgl. Laplanche, J.L./Pontalis, J.-B. (1973): Realitätsprinzip, in: Das Vokabular der Psychoanalyse, Frankfurt 1973, S. 427–431.

32 Vgl. exemplarisch: Krebs, Angelika (2002): Arbeit und Liebe. Die philosophischen Grundlagen sozialer Gerechtigkeit, Frankfurt, oder: Fraser, Nancy/Jaeggi, Rahel: Kapitalismus. Ein Gespräch über kritische Theorie, Frankfurt 2020.

33 Für das Folgende vgl. Kollontai, Alexandra (1920). Die Familie im Kommunismus. www.marxists.org/deutsch/archiv/kollontai/1920/familie/familie.html

Insbesondere kritisiert sie die dreifache Belastung der Frau: Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kindererziehung. Der Kapitalismus habe Frauen in die Lohnarbeit integriert, ohne sie von der unbezahlten Reproduktionsarbeit zu entlasten.

Kollontai entwickelt eine weitreichende Alternative: Tätigkeiten wie Kinderbetreuung, Bildung, Verpflegung und Pflege sollen zunehmend gesellschaftlich organisiert werden. Kindergärten, Gemeinschaftsküchen, Wäschereien und öffentliche Fürsorgeeinrichtungen sollen die bisher privat organisierte Reproduktionsarbeit übernehmen.

Dadurch werde die Familie von ihren ökonomischen Funktionen entlastet und könne zu einer freiwilligen Gemeinschaft werden, die auf Liebe und gegenseitigem Respekt beruht.

Mit der Aufhebung der ökonomischen Abhängigkeit erwartet Kollontai eine neue Form partnerschaftlicher Beziehungen. Ehe und Familie sollen nicht länger durch Besitz, Versorgung oder rechtliche Zwänge bestimmt werden, sondern durch freie Entscheidung. Diese freie Entscheidung ermöglicht die Emanzipation der Frauen und die Transformation gesellschaftlicher Produktions- und Reproduktionsverhältnisse. So schreibt sie 1920: «An die Stelle der alten Beziehung zwischen Männern und Frauen tritt eine andere: eine Vereinigung der Zuneigung und Kameradschaft, eine Vereinigung von zwei gleichen Mitgliedern der kommunistischen Gesellschaft, beide sind frei, beide sind unabhängig und beide sind Arbeiter.»³⁴

Sabine Hohl formuliert 2019 sehr ähnlich. In einem Interview mit der BFH stellt sie die Frage, warum Co-Elternschaft überhaupt im Rahmen einer romantischen Beziehung stattfinden muss. «Warum können nicht platonische Freunde zusammen Eltern sein?»³⁵ Hohl macht hier deutlich, dass der Aspekt der Beziehung und der Verantwortung für ein Kind nicht überwunden werden muss. Was überwunden werden muss, ist die Fixierung auf ein ideologisches Konzept, das viele Nebenwirkungen hat, die es abzuschaffen gilt. Familie muss neu gedacht werden.

Insbesondere die Vergesellschaftung der reproduktiven Arbeit oder, moderner, der Carearbeit verweist auch heute auf die Überwindung der bürgerlichen Kleinfamilie, die konservative Kreise als natürliche Ordnung der Familie verstehen.

Ein zentrales Merkmal der bürgerlichen Familie ist nämlich die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zwischen bezahlter Erwerbsarbeit und unbezahlter Sorgearbeit. Feministische Ökonominen haben darauf hingewiesen, dass kapitalistische Produktion auf eben jener unbezahlten Reproduktionsarbeit beruht, die überwiegend innerhalb der Familie geleistet wird. Carearbeit stellt dabei keine Ergänzung der Erwerbsarbeit dar, sondern deren Voraussetzung. Arbeitskräfte können nur deshalb täglich produktiv tätig sein, weil Kinder versorgt, Nahrung zubereitet, Wohnungen gepflegt, Kranke begleitet und ältere Menschen unterstützt werden. Nancy Fraser³⁶ spricht in diesem Zusammenhang von einer Krise der sozialen Reproduktion: Der Kapitalismus ist auf Sorgearbeit angewiesen, entzieht ihr jedoch zugleich die materiellen und zeitlichen Voraussetzungen ihrer Erfüllung. Eine postfamiliale Gesellschaft müsste Carearbeit daher als gesamtgesellschaftliche Aufgabe organisieren und nicht länger weitgehend privaten Haushalten und insbesondere Frauen überlassen.

34 Ebd.

35 Interview mit Sabine Hohl, in: knoten & maschen. www.bfh.ch/soziale-arbeit/de/aktuell/blog-knoten-maschen/artikel/der-abschied-vom-idealisierten-stabilen-familienbild/

36 Vgl. dazu zum Beispiel Fraser, N. (2001): Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe des post-industriellen Sozialstaats. Suhrkamp.

Die Überwindung der traditionellen Familie bedeutet deshalb nicht die Abschaffung von Sorge, sondern ihre Demokratisierung und Vergesellschaftung. Care würde zu einer gemeinsamen Verantwortung von Staat, Zivilgesellschaft, Betrieben und Individuen.

Aus dieser Perspektive wird Fürsorge nicht ausschliesslich als familiäre Aufgabe verstanden. Vielmehr trägt die gesamte Gesellschaft Verantwortung dafür, Bedingungen zu schaffen, unter denen neue Menschen ihre Freiheit und Handlungsfähigkeit entwickeln können. Erziehung und Sorge erhalten damit einen öffentlichen und politischen Charakter, der über die Grenzen der Kernfamilie hinausweist.

Die Perspektive jenseits der Familie besteht somit nicht in der Abschaffung sozialer Beziehungen, sondern in ihrer Neuorganisation. Fürsorge, Verantwortung und Erziehung werden aus ihrer exklusiven Bindung an Ehe und Kernfamilie gelöst und als gemeinsame gesellschaftliche Aufgabe verstanden. Familie verliert dadurch ihren Charakter als ökonomische Notwendigkeit und wird – sofern sie weiterhin besteht – zu einer freiwilligen Form solidarischen Zusammenlebens neben anderen Lebensformen.

Eine wichtige Denkerin in dieser Hinsicht ist Angelika Krebs.³⁷ Sie weist darauf hin, dass die moderne Familie bereits einen grundlegenden Funktionswandel erfahren hat. Während die bürgerliche Familie lange Zeit zugleich Produktions-, Versorgungs- und Erziehungsgemeinschaft war, sind viele dieser Funktionen im Zuge der Modernisierung auf Markt und Wohlfahrtsstaat übergegangen. Familie verliert damit ihre ökonomische Notwendigkeit und wird zunehmend zu einer Gemeinschaft freiwilliger persönlicher Beziehungen.

Gerade in dieser Entwicklung erkennt Krebs jedoch keine Schwächung, sondern eine mögliche Emanzipation der Familie. Wo wirtschaftliche Abhängigkeiten zurücktreten, können Liebe, Fürsorge und gegenseitige Anerkennung zu ihrem eigentlichen Fundament werden. Familie legitimiert sich dann nicht mehr über biologische Abstammung oder ökonomische Zweckmässigkeit, sondern über die Qualität gelebter Beziehungen.

Diese Entwicklung setzt allerdings voraus, dass Erwerbsarbeit und Sorgearbeit neu organisiert werden. Solange die kapitalistische Arbeitswelt Erwerbsarbeit privilegiert und Carearbeit überwiegend privatisiert bleibt, geraten Liebe und Fürsorge strukturell unter Zeit- und Leistungsdruck. Krebs spricht deshalb von einem Spannungsverhältnis zwischen Arbeit und Liebe: Moderne Gesellschaften verlangen einerseits uneingeschränkte berufliche Verfügbarkeit, erwarten andererseits aber intensive Sorge- und Beziehungsarbeit innerhalb der Familie. Beide Anforderungen lassen sich dauerhaft kaum miteinander vereinbaren. Daher muss Carearbeit neu organisiert werden. Diese Neuorganisation ist dabei nicht lediglich eine Frage sozialer Gerechtigkeit, sondern ebenso als Voraussetzung dafür, dass Liebe überhaupt gelebt werden kann.

Eine Perspektive jenseits der bürgerlichen Familie bedeutet unter diesen Voraussetzungen nicht die Abschaffung persönlicher und solidarischer Bindungen. Vielmehr eröffnet sie die Möglichkeit, Fürsorge, Elternschaft und Partnerschaft von ökonomischen Zwängen und traditionellen Geschlechterrollen zu entlasten. Familie wäre dann nicht länger die privilegierte oder gar notwendige Form gesellschaftlicher Reproduktion, sondern eine mögliche Form solidarischen Zusammenlebens neben anderen Lebens- und Sorgegemeinschaften. Das damit andere Formen von solidarischen Beziehungen und Liebe möglich werden, versteht sich von selbst.

Wie also müssten wir das, was wir suchen – oder in Peters Worten: Liebe, solidarische Beziehungen? – benennen?³⁸ Wie könnten wir ein «Jenseits der Familie» phantasieren und so näher an eine Realität heranzuführen? Es braucht einen Anfang, das Ende der eigenen subjektiv erlebten Familie zu wollen, um ein «Jenseits» der Familie erfinden und auffinden zu können.

In seiner Schrift «Jenseits des Lustprinzips»³⁹ geht Freud den Fragen nach, was auf die Lust einwirkt, wie Unlust vermieden wird, warum verdrängt und wiederholt wird, warum gerade auch Unlust aufrechterhalten wird, wie Spannungen aufgelöst werden können. Und wie schliesslich auch Destruktion oder, später, der Todestrieb in dieses Triebgeschehen reinspielt. Spielerisch könnte ich die Analogie nun ziehen und mich fragen, was auf die Familie einwirkt, wie elterliche Phantasien und Vorstellungen das Subjekt innerhalb der Familie formen, warum das Individuum in der Familie gefangen bleibt und man gewisse familiäre Muster in der selbst gegründeten Familie wiederholt. Pointiert: Jenseits des Lustprinzips – da erwarten uns die individuellen Neurosen. Was aber erwartet uns «jenseits der Familie»?

Um es vorwegzunehmen: «Jenseits der Familie» erwartet uns weder grenzenlose Freiheit noch angstausslösender Abgrund noch harmonisches Glück noch Selbstoptimierung. Im besten Fall erwarten uns Selbst-Erkenntnisse und Welt-Erfahrungen.

Dieses «Jenseits» setzt sich in meinen Augen aus mindestens drei Elementen zusammen, nämlich: Entdeckung der Aggressionen, Erlernen von Differenzen und der Prozess des Bewusst-Werdens selbst.

Entdeckung der Aggressionen

Es geht bei diesem «Jenseits», erstens, um die Entdeckung der eigenen Aggressionen, die ein subjektives Begehren und den Anfang eines Exils ermöglichen.

Die 3jährige Tochter meiner Freundin, die vor dem Hofladen ihre Wut ausgetobt hatte, hat ihren Willen nicht bekommen, ihr Begehren nicht erfüllen können. Sie blieb wütend und weinend auf dem Vorhof liegen. Vielleicht wird sie sich einmal daran erinnern (oder die Geschichte nacherzählt hören). Vielleicht wird sie später den Nutzen ihrer Wut erkennen. «Meine Wut hat Schmerzen für mich bedeutet, aber ich verdanke ihr auch mein Überleben. Bevor ich sie aufgebe, müsste ich sicher sein, dass es auf dem Weg zur Erkenntnis einen mindestens ebenso machtvollen Ersatz für sie gibt», betont die afro-amerikanische Lyrikerin Audre Lorde.⁴⁰ Und sie gibt Folgendes zu bedenken: «Mein ganzes Leben lang habe ich mit dieser Wut gelebt, ich habe sie ignoriert, von ihr gezehrt und gelernt, sie zu nutzen, bevor sie meine Vision in Schutt und Asche legen konnte. Aus der Angst vor der Wut habe ich nichts gelernt. Auch ihr werdet aus eurer Angst vor

38 Emcke, Carolin schreibt: «Vielleicht ist es das, wonach ich suche? Nach dem unbekannten Adressaten der Sehnsucht oder nach dem Ursprung des Exils? Nach dem Anfang des Wollens. Vielleicht suche ich danach, weil es mich noch heute wundert, wie es mir gelingen konnte, in dieser Zeit, in diesem Umfeld, das eigene Begehren zu entdecken.» Emcke, Carolin (2012): *Wie wir begehren a.a.O.*, S.33.

39 Freud, Sigmund (1920): *Jenseits des Lustprinzips*, in: Studienausgabe Band III: *Psychologie des Unbewussten*, S. 213–273.

40 Lorde, Audre (2021): *Sister Outsider. Nicht Unterschiede lähmen uns, sondern Schweigen*, München 2021 (Original 1984), S.25.

der Wut nichts lernen.»⁴¹ Es braucht die Aggressionen als Kraft, sich von den Vorstellungen der eigenen Herkunftsfamilie abstossen zu können und um sein Begehren zu finden und zu erkunden. Was will ich?

Bei der psychosexuellen Entwicklungsphase der Willensbildung – besser bekannt als sog. Trotzphase – geht es nicht nur darum, den Willen herauszubilden und gegen die Eltern bzw. das soziale Nah-Umfeld einzusetzen. Es geht vielmehr auch darum, allmählich seine eigene Wirksamkeit zu testen, in den Wiederholungen die vielfältigsten Formen von Aggressionen zu spüren, zu erfahren, auszuhalten, auszuleben und allmählich, mit fortgeschrittenem Alter, auch sozial verträglich für sich selbst einzusetzen. Also den Nutzen der Aggressionen für sich zu erkennen und anzuwenden. Denn es braucht diese Kraft, um seinem Begehren zu folgen. Es braucht die Aggressionen, um das Begehren zur Sprache zu bringen und zu äussern: Das will ich!

Sicherlich wünschen sich fürsorgliche Eltern, dass ihre Kinder flügge werden, ausziehen, in die Welt hinausgehen und mit den von ihnen erhaltenen Werkzeugen ihr Leben meistern können. Sie erwarten ebenso unausgesprochen, dass die Kinder von Zeit zu Zeit zu ihnen zurückkehren werden. Erwachsen-Werden wird hier mit Autonomie und einer familiären Wiederannäherung phantasiert. Ich denke jedoch, das Erwachsen-Werden gleichbedeutend ist mit einem freiwillig-unfreiwilligen Exil. Exil, darunter verstehe ich in diesem Kontext einen Ort, der nicht mehr die Patina der Familie aufweist und nicht mehr nach ihren Regeln und Gewohnheiten funktioniert. Exil als psychische Befindlichkeit, die Sehnsucht erst ermöglicht, vielleicht auch die Sehnsucht nach der verlorenen Geborgenheit, nach jenem unmöglichen Ursprungsort, der bereits Phantasie geworden sein wird. Jede und jeder muss die eigene Familie zumindest sozial und in einem Mindestmass auch psychisch verlassen, wenn sie oder er sich selbst werden will. Individuation bzw. Subjekt-Werdung, das Sich-selbst-Werden ist wohl ein unabschliessbarer Prozess, der auch nach der Auflösung der Herkunftsfamilie subjektiv weitergeht.

Erlernen von Differenzen

Das Jenseits umfasst, zweitens, das Erkunden, Ausloten und Ertragen von vielfältigen Differenzen.

Ich denke, dass dieses «Jenseits» der Familie mit einer Erfahrung der Unterschiedlichkeit, der Differenz beginnt. Eine meiner Patientinnen, sie ist knapp über 60jährig, erinnert sich erstaunlich klar und reich an Emotionen an jenes Erlebnis innerhalb der Familie, als ihr älterer Bruder seinen ersten Marmor-Guggelhopf-Kuchen ganz vorsichtig auf den Tisch stellte und der Vater überschwänglich applaudierte. Was geschah gerade, fragte sie sich, damals im Teenageralter. Sein Kuchen, ein Kunstwerk, ihre vorher abgelieferten Samstags-Guggelhöfchen alltäglich? Es tat sich erst eine Wut auf, später eine Einsicht in familiäre Realitäten. Diese Differenzen vermehrten sich, trennten sie vom Bruder und vom Vater, erlaubten ihr einen Spielraum, belasteten sie mit einer ersten Ahnung der Nicht-Zugehörigkeit, eines Exils.

Sie war und ist nicht ihr Bruder. Sie ist nicht ihre Schwester. Sie ist auch nicht das Nachbarskind oder das phantasierte Kind der Lehrerin. Oder anders formu-

Ebd. S. 13. «Wir trainieren uns an, die Wut runterzuschlucken, weil wir gelernt haben, dass man sofort in Ungnade fällt, wenn man sie zeigt. Wir lernen, dass am Ende nicht diejenigen überleben, die am besten angepasst sind, sondern die am meisten erwünscht sind: die Sauberen, die Sympathischen, diejenigen, die sich bedanken. Den Heimatlosen ist es nicht vergönnt, keinen Eindruck machen zu müssen.» (Temelkuran, Ece (2026): *Nation of Strangers. Unsere Heimat sind wir*, Hamburg 2026, S. 186–187.

liert: Ich bin ich. Es geht nicht nur um Geschlechterdifferenz oder um Differenzen aufgrund von Alter. Es geht auch um Differenzen der Herkunft, also um Rasse und Klasse, sobald man Gspändlis und Freund:innen kennenlernt.

Ich bin ich: Das aber bedeutet, dass ich weder in der Herkunftsfamilie noch in der Verwandtschaft noch in einem Freundeskreis aufgehen kann, sondern eigen bin. Diese Unverwechselbarkeit macht zu schaffen, schafft psychische und soziale Konflikte, schürt Sehnsucht und Begehren, Widersprüche und Grenzen. Möglicherweise ist dies der soziale Preis/die psychische Last dafür, eigen und individuell zu sein.

Ich denke, dass erst wenn die Einzelne/der Einzelne die zahllosen Differenzen kontextuell und im Augenblick erkennt – dass sie/er dann überhaupt sich selbst wahrnehmen, verstehen und interpretieren kann. Eine Selbst-Interpretation im Horizont der Familie macht einen unsichtbar und zu einem Familienmitglied. Pointiert: Gehe ich von der Familie aus, verschwinde ich. Gehe ich von mir selbst aus, entdecke ich mich selbst. Das heisst: Eine Selbst-Auslegung vor dem Hintergrund der Differenzen, die auf mich einwirken und auf die ich reagieren und antworten will, führt zur Eigenwilligkeit bzw. zu einer Subjekt-Werdung. Oder wie es die eben verstorbene italienische psychoanalytische Philosophin Luisa Muraro formulierte: «Das Von-sich-selbst-Ausgehen ist tatsächlich [ein Erleben und – Is] ein Denken, das nicht an die Logik der Identität gebunden ist und das daher dazu fähig ist, sich in der Zufälligkeit vorwärtszubewegen, zwischen dem Sein, das das ist, was es ist, und dem Sein, das niemals genau das ist, was es ist. Sich vorwärtszubewegen zwischen Identität und Differenz»⁴² heisst, sich zwischen Zufall und Präsenz, zwischen Einfluss des Unbewussten und dem Bewusst-Werden zu bewegen. Ich bin ich, aber nicht die, die ihr zu sehen erwartet.

Prozess des Bewusst-Werdens selbst

Das dritte Element des «Jenseits» schliesslich ist der psychoanalytische Prozess des Bewusst-Werdens selbst.

Ich denke und rede von diesem «Jenseits», als hätte ich eine konkrete Vorstellung. Es ist aber vielmehr eine Lücke, das Noch-Nicht. Es ähnelt dem psychoanalytischen Prozess des Bewusst-Werdens: noch ist es nicht bewusst, es lockt und verführt, man begehrt es – und man umkreist es immer wieder von neuem, mal hoffnungsfroh, mal ermattet, mal verärgert, mal erfreut, mal deprimiert... Jede Analysandin setzt sich also mit der Analytikerin dem Prozess des Noch-nicht-Wissens und Mehr-wissen-Wollens aus. Man tastet sich gemeinsam an die Lücke, an das Unbewusste heran und vertraut auf die Beziehung, dass sich die Lücke nicht als Flug in den Abgrund ohne Seilschaft erweist.

In der psychoanalytischen Kur nimmt die Herkunftsfamilie – Mutter, Vater, die Dynamik innerhalb der Geschwister, die Grosseltern, Freunde der Familie und der Analysandin – eine zentrale Rolle ein. Nur: Familie ist ein Chamäleon, sie verändert stets ihr Farben, Formen, ihr Aussehen. Ist Familie letztlich selbst im Erkunden nicht fassbar? Das hiesse dann: Die Familie ist ein Symptom – und das Symptom als Ausdruck des Unbewussten lässt sich nur langsam psychoanalytisch und über *talking cure*⁴³ dessen Sinnzusammenhänge herstellen, aufklären und folglich derart auch auflösen.

42 Muraro, Luisa (1999): Von sich selbst ausgehen und sich nicht finden lassen, in: Diotima (Hg.): Die Welt zur Welt bringen. Politik, Geschlechterdifferenz und die Arbeit am Symbolischen. Königstein/Taunus 1999, S.18–38, S.29.

43 Breuer, Josef/Freud, Sigmund (1895): Studien über Hysterie a.a.O. S. 50

«Erst als Erwachsene», bekennt Siri Hustved, «war ich imstande, über das Problem der Auslassung nachzudenken – eher darüber, was fehlt, als darüber, was da ist – und allmählich zu verstehen, dass das Ungesagte ebenso laut spricht wie das Gesagte.»⁴⁴

Auch am Ende unserer Ausführungen stellt sich die Frage, was wir nicht gesagt haben und wie das Ungesagte «laut spricht». Wir sind, pointiert, an ein erstes Ende angekommen, ohne die Frage beenden zu können: Was macht Familie? Oder mit Peters Worten: Es geht um Beziehungen, die freiwillig, langfristig und solidarisch sind. Allenfalls müsste dann aber auch ein anderer Begriff gefunden werden, der weniger ideologisch gefüllt ist.

Besten Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Literatur

- Baader, Meike Sophia/Breitenbach, Eva/Rentdorff, Barbara (2021): Bildung, Erziehung und Wissen der Frauenbewegung. Eine Bilanz, Stuttgart.
- Bourdieu, Pierre (1996): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt.
- Breuer, Josef/Freud, Sigmund (1895): Studien über Hysterie. Mit einem Vorwort von Stavros Mentzos, Frankfurt 1991.
- Buchholz, Michael M. (1995): Die unbewusste Familie. Lehrbuch der psychoanalytischen Familientherapie, München.
- Emcke, Carolin (2012): Wie wir begehren. Frankfurt.
- Engels, Friedrich (1884): Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates, in: Karl Marx & Friedrich Engels. Ausgewählte Schriften in zwei Bänden, Band 2, Frankfurt/Dietz 1968, S. 155–301.
- Foucault, Michel (1977): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I, Frankfurt.
- Fraser, Nancy (2016): Contradictions of Capital and Care. New Left Review, S. 99–117.
- Dies. (2001): Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe des postindustriellen Sozialstaats. Frankfurt.
- Fraser, Nancy/Jaeggi, Rahel (2020): Kapitalismus. Ein Gespräch über kritische Theorie, Frankfurt.
- Freud, Sigmund (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, in: Studienausgabe, Band V: Sexualleben, Frankfurt 1972ff, S. 37–147.
- Ders. (1920): Jenseits des Lustprinzips, in: Studienausgabe Band III: Psychologie des Unbewussten, Frankfurt 1972ff, S. 213–273.
- Horkheimer, Max (1987): Autorität und Familie in der Gegenwart (1947/49). In: Gesammelte Schriften, Band 5: Dialektik der Aufklärung und Schriften 1940–1950, S. 377–395, hier 384.
- Hustved, Siri (2023): Mütter, Väter und Täter. Hamburg.
- Kollontai, Alexandra (1920): Die Familie im Kommunismus, online: www.marxists.org/deutsch/archiv/kollontai/1920
- Krebs, Angelika (2002): Arbeit und Liebe. Die philosophischen Grundlagen sozialer Gerechtigkeit, Frankfurt.
- Laplanche, J.L./Pontalis, J.-B. (1973): Das Vokabular der Psychoanalyse, Frankfurt.
- Lorde, Audre (2021): Sister Outsider. Nicht Unterschiede lähmen uns, sondern Schweigen, München (Original: 1984).
- Marx, Karl & Engels Friedrich (1845): Die heilige Familie, in: Marx Engels Werk Band 2, Hamburg/Dietz 1977.
- Muraro, Luisa (1999): Von sich aus gehen und sich nicht finden lassen, in: Diotima (Hg): Die Welt zur Welt bringen, Königstein/Taunus, S. 18–38.
- Parin, Paul (1986): Die Verflüchtigung des Sexuellen, in: Parin, Paul/Parin-Matthèy, Goldy: Subjekt im Widerspruch, Frankfurt 1986, S. 81–89.
- Rentdorff, Barbara (2000): Was ›ist‹ das Weibliche – sofern es denn existiert?, in: Psychoanalyse im Widerspruch: Weiblichkeit, Heft 64, Giessen, S. 49–67.
- Ritter, J./Gründer, K./Gabriel, G. (Hg.): Artikel «Familie, Ehe» in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 2, Spalte 895–904, Stuttgart.
- Schelsky, Helmut (1955): Soziologie der Sexualität, Hamburg.
- Schneider, Peter (1994): Insight such as this... Die Traumdeutung lesen. Eine Einführung in das psychoanalytische Denken, in: Schneider/Strassberg/Knellesen/Passett: Freud-Deutung. Traum. Narzissmus. Objekt. Religion, Tübingen, S. 15–113.
- Temelkuran, Ece (2026): Nations of Strangers. Unsere Heimat sind wir, Hamburg.
- Winnicott, Donald W. (2017): Familie und individuelle Entwicklung, Giessen (Original: 1965)
- Ders. (1995): Vom Spiel zur Kreativität, Stuttgart (Original: 1971).